

Achtes Kapitel.

Lasse deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.

Matth. 6, 3.

Einige Jahre waren nach dem erzählten Unglücksfalle vorübergegangen. Ein schöner, heiterer Sommertag neigte sich seinem Ende zu, die glänzenden Strahlen der Sonne fielen schräg auf das geöffnete Fenster, strahlen sich durch das dichte Laubgitter, welches ein wilder Weinstock mit feinen blätterreichen Ranken vor demselben gebildet hatte, und spielten in hellen Lichtern auf der gegenüber liegenden Wand. In dem alten, kleinen Stübchen, in dem alten, kleinen Häuschen, an dem alten, schwerfälligen Webstuhle saß Martin und ließ, wie in früheren Zeiten, mit eifriger Hand das Schiffslein durch die aufgespannten Fäden der Leinwand hin und wieder fliegen. Silberweiße Locken beschatteten seine Stirn und fielen über den Nacken hinweg, sein Antlitz war tief gefurcht von Alter und vielleicht auch Sorgen, aber sein Auge blickte hell und heiter, und ein stilles, vergnügtes Lächeln spielte um seine Lippen. Er saß allein in dem kleinen Zimmer, das sich von seinem früheren Aussehen nur wenig unterschied. Nur die Geräthschaften sahen zierlicher aus, und neben dem Ofen stand ein bequemer, großer Armstuhl, mit braunem Leder überzogen, der Spuren eines langen und häufigen Gebrauchs zeigte. Reinlich und schmuck aber sah Alles aus und gab Zeugniß davon, daß Martin wenigstens nicht mit schwerer Armut zu kämpfen habe.

Jetzt öffnete sich die Thür der Kammer, und herein trat Martin's gutes Weib, Frau Margareth.

„Noch am Webstuhl, Alterchen?“ sagte sie freundlich.
„Die Sonne geht schon zu Rüste, und für heute, mein“